

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Karsten Floegvarts falscher Schwur
Autor: Dietler-Jager, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

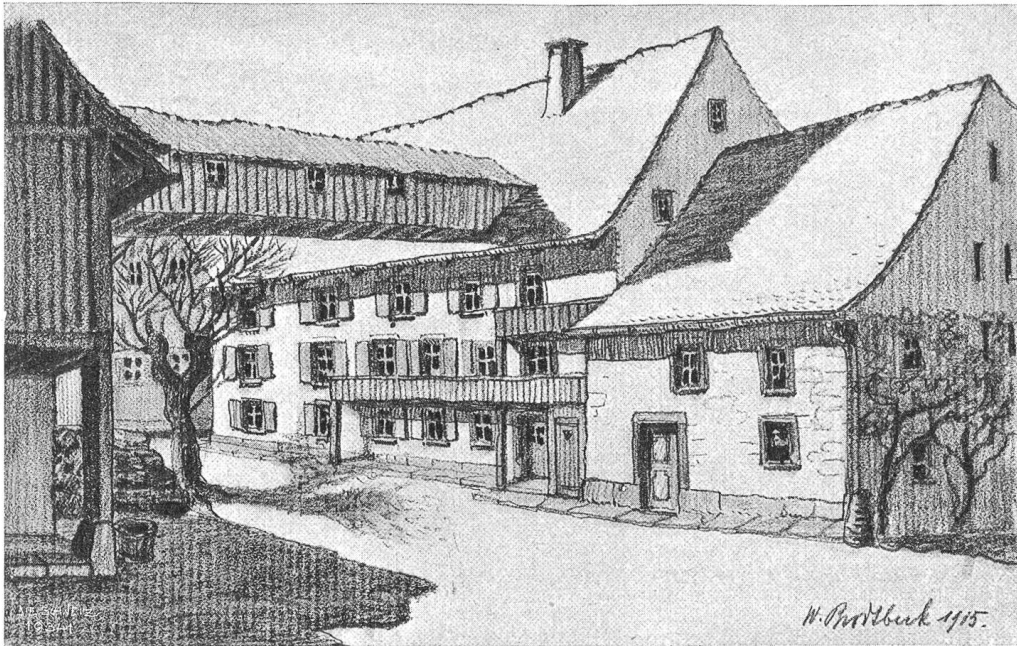
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Brauerei Brodtbeck. Hof mit Läubli, im Hintergrund die Wirtschaft „zur Kanonenkugel“.
Nach Zeichnung von Architekt Wilh. Brodtbeck-Bueß, Bielefeld.

vor sich. Aber endlich — endlich kam Klarheit in das Dunkel — ich schaute auf den Herrn Defan. Mein Blick war ihm unbequem, er schaute weg. Und ich wußte warum — er hatte mir nur einmal ge-

stimmt, aber dieses eine Mal beim dritten Wahlgang.

So wurde ich Sextari, und nun bin ich Sextari und gedenke es zu bleiben bis an mein seliges Ende.

□ □ □ □

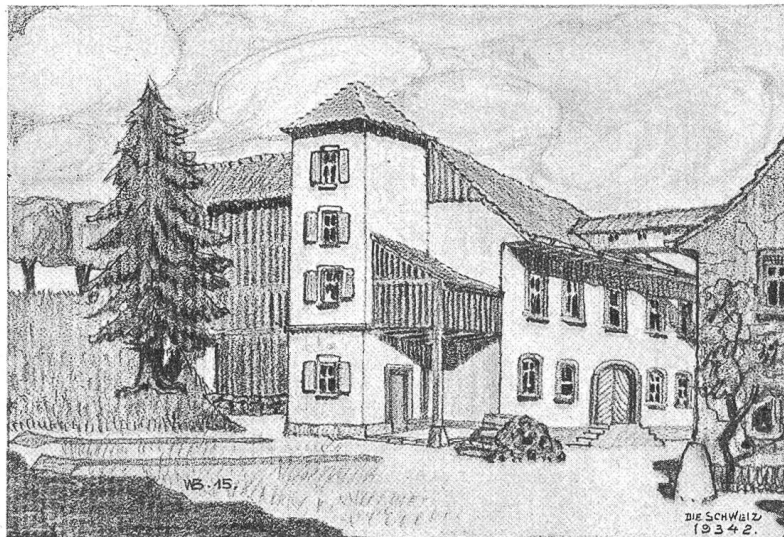
Karsten Floegvarts falscher Schwur.

Nachdruck verboten.

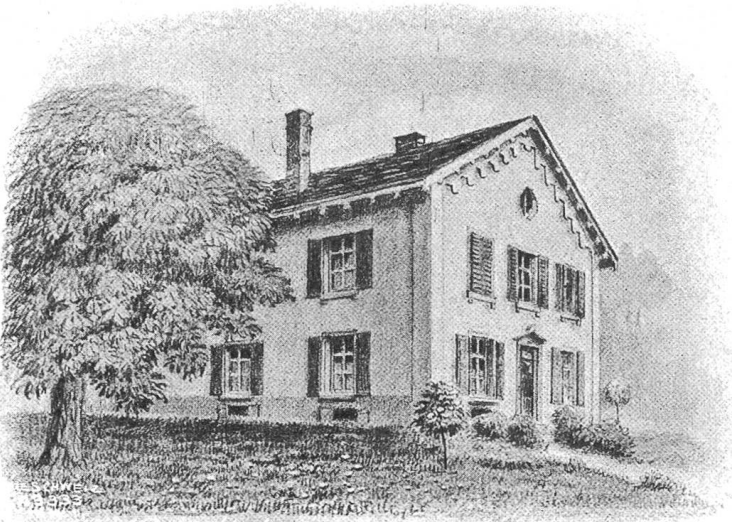
Eine Geschichte aus Flandern von Ja Dietler-Jaeger, Luzern.

Wenn einer den Bauern in der Gegend von Westcapelle sagen wollte, daß Karsten Floegvart, ihr Karsten Floegvart vom „Zuidhof“, einen falschen Eid geschworen, so würden sie erstaunt die Köpfe schütteln und in der langsamen bedächtigen Art der dortigen flämischen Bauern, die Pfeife zwischen den Zähnen, sich die Sache wohl erst geraume Weile überlegen. Doch, nachdem er die Pfeife ausge-

raucht und gemächlich ausgeklopft, würde jeder mit Ueberzeugung versichern: „On-



Brauerei Brodtbeck. Hofsetz mit Brauhaus, Regelfabrik und Rain.
Nach Zeichnung von Architekt Wilh. Brodtbeck-Bueß, Bielefeld.



Häuschen gegenüber der Brauerei Brodbeck, dessen Bau Carl Spitteler's Vater im Sommer 1846 in Angriff genommen. Nach Zeichnung von H. W.

„mogelijf, Mijnheer, heel onmogelijf!“ *) Denn warum sollte Karsten Floegvart falsch schwören? Er kann ja nicht lügen, der Karsten, selbst wenn er wollte. Schon als Bub hat er es nicht mögen und nicht können; schon immer hat er sich alles wohl überlegt, bevor er sprach, aber dann stimmte es auch aufs Haar. Ja, warum sollte er auch lügen? Ein Mann, der das schönste Gut in der Gegend glatt von seinen Eltern übernehmen konnte und der noch oben-drein in jungen Jahren eine reiche, hübsche und tüchtige Frau, sozusagen auf dem Präsentierteller, bekam! Wenn er ein armer Schlucker gewesen wäre, nicht wahr, der sich ducken mußte? Aber wenn man nur zu befehlen braucht! Nein, keiner glaubt's — auch seine kluge Frau, die Mutter von den vier drallen Flachs-köpfen, vor der er doch keine Geheimnisse hat, auch sie glaubt's nicht! Der alte „Arie on den dijt“ vielleicht, der jedem das Schlimmste zutraut? Warum, so denkt sich der, soll nicht jeder mal Geschäfte haben, bei denen er „ja“ für „nein“ sagen, vielleicht auch schwören muß? Sind eben Geschäfte! — Schon recht, alter Arie, aber hier war's kein Geschäft! Was denn? Wie, einem Mädchen zuliebe? Onmogelijf, Mijnheer, heel onmogelijf!

Und doch ist es wahr! Und doch hat

*) „Unmöglich, mein Herr, rein unmöglich!“

Karsten, der nie in seinem Leben eine Lüge finden, geschweige sagen konnte — doch hat er gelogen — falsch geschworen einem Mädchen zuliebe. Nicht einmal bereut hat er es, nein, und auch nicht gebeichtet bei der nächsten Osterbeichte, der strenggläubige, gewissenhafte Karsten Floegvart! Und hat doch die Absolution als voll hingenommen für alle seine Sünden!

Ich will sie euch erzählen, die kleine Geschichte von seinem falschen Eid, so, wie sie sich

zugetragen hat.

* * *

„Die Sonne, die Sonne! Oh, sieh doch, Karsten, die Sonne!“

Die helle Kinderstimme jubelte wie Lärchensang durch die Stille der Dünen. Und mit rascher Ungeduld fuhr sie nach einigen Augenblicken des Schweigens fort: „Aber Karsten, siehst du denn nichts? Maafte, so blick doch nur um dich! Gib Antwort!“

„Wie du nur wieder fragst, Regine,“ gab jetzt in gutmütigem Spott eine schlep-pende Knabenstimme zurück. „Ob ich die Sonne nicht sehe! Ich meine, sie brennt mir seit drei Stunden heiß genug auf den Buckel!“

„Wahrhaftig, Regine,“ pflichtete eine ärgerliche Mädchenstimme bei, „du hast doch immer die dümsten Einfälle! Um die Sonne zu sehen, hätten wir nicht so weit zu gehen brauchen. Die konnten wir zu Hause bequemer haben.“

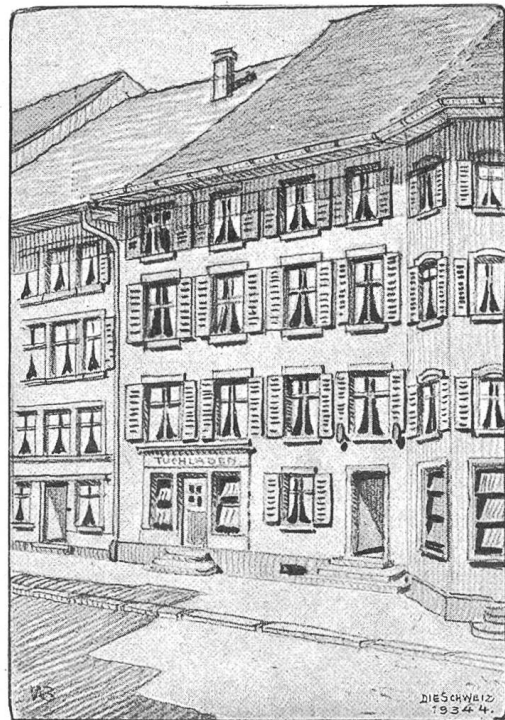
„Aber Maafte, das ist doch dieselbe Sonne nicht! Siehst du nicht, wie das flimmert und glitzert? Da, Diamanten, schau nur, da vorn! Eine ganze Menge! Karsten, oh Karsten, wenn ich ein Kleid hätte, wie der Himmel hier, und dort die Diamanten darauf, eine Prinzessin wäre ich ja dann! Und dann das Meer! Schnell, schnell! Wenn wir oben sind, sehen wir es noch viel besser. Könnt ihr denn nicht schneller?“

Aber alles Mahnen, alles Zupfen vermochte nicht, die beiden Gefährten in raschere Gangart zu bringen. Da eilte Regine allein voraus, den kleinen Hügel hinan. Ein schwächtiges, zierliches Ding war sie, von sieben bis acht Jahren, dem die Bauernkleider so wenig an den Leib paßten wie das breite Blämisch der dortigen Gegend zu ihrem Wesen. Sie sprach es auch viel zu rasch, viel zu hastig, halbe Wörter verschluckend und die harten Kehllaute in weiche Töne umwandelnd. Ihr schmales Gesichtchen, so gut, wie ihre Sprache, verriet die Wallonin. Es war hübsch, etwas scharf geschnitten. Die glänzenden schwarzen Haare hatten sich zum Teil aus den festen Zöpfen gelöst. Und so lebhaft glänzten und bligten die dunkeln Augen, daß ihre Farbe sich beständig zu ändern schien. Sie hatte die schweren „Klompfen“*) und die dicken Socken ausgezogen, mit dem bunten Kopftuch zusammengebunden und trug sie am Arme baumelnd. Die nackten braunen Beinchen griffen jetzt gar flink aus; wenn sie aber zuweilen in dem feinen Sand bis über die Knöchel einsanken, lachte Regine hell auf und glitt womöglich noch tiefer hinein.

Die beiden andern folgten ganz langsam. Die großen „Klompfen“ machten ein rasches Gehen in dem beweglichen Sand ohnehin unmöglich. Beide von festem, knöchigem Bau, weißblond, mit denselben breiten Gesichtern und frühreifen Zügen, denselben graublauen, meist nur halboffenen Augen, langsam in ihren Bewegungen, langsam in ihren Reden, hätte man sie wohl für Geschwister halten können. Sie wanderten noch stumm und gleichmäßig aufwärts, als Regine längst auf der Höhe des Dünenhügels stand und von Zeit zu Zeit einen ungeduldigen Zuruf hinunterschickte. Doch, da sie endlich oben anlangten, hatte die Kleine ihr Bündel beiseite geworfen, saß tief eingebuddelt im losen Sand, den Kopf in die Hände gestützt, und blickte träumerisch über Land und Meer.

Mittagsstille lag auf den Dünen. Sonnenschein schien mit Land und Wasser und Himmel verwoben. Der durchflutete das reine duftige Himmels-

blau und tauchte tief in die Fluten des Meeres. Er wandelte die Schaumkronen der Wellen in flüssiges Silber und ließ die Segel der armseligen Schifferbarken in leuchtendem Weiß erblinken. Flimmernd, glitzernd, in tausend und tausend Lichtern gab der weiße Dünen sand die aufgefundenen Strahlen zurück. Die Kinder hatten den höchsten Punkt der westlich von Knoche gelegenen Dünen erreicht. Diese ziehen sich von hier aus gegen Westen in langgestreckten, schmalen Hügelzügen der Küste entlang, wie ein weißer Wall das Meer von dem bebauten Lande scheidend. Friedlich liegen hinter ihrem Schutz die Wiesen und Weiden, eine weite Ebene in sattem, warmem Grün, wenig unterbrochen durch Dörfer und Höfe, hie und da von langen Baumreihen durchzogen. An der Küste aber reiht sich, dem Hügelzuge folgend, ein Seebad an das andere. Da ist das moderne, elegante Ostende, da ist Le Coq, so still in die Dünen geschmiegt, da ist Wenduyne, das kaum erwachte, Blantenberghe mit seinem fröhlichen Leben und Treiben, das einsame Hotel in Zeebrügge, das idyllische Genêt ... Gegen Osten, in der Gegend von Knoche



Späteres Wohnhaus der Familie Spitteler in Liestal (nach der Rückkehr von Bern), an der Hauptstraße beim „Obern Tor“. Nach Zeichnung von Architekt W. Brodtbeck-Bueß, Liestal.

*) Sabot.

jedoch, greifen die Dünen tiefer ins Land hinein, und je weiter ihre Hügel vom Meere entfernt sind, desto häufiger wird der schimmernde Sand verdeckt durch das stumpfe Grün des langen harten Dünengrases, bis dies selbst verdrängt wird durch Brombeerranken, Ginster und verkrüppelte Nadelhölzer.

Die steigende Flut hatte den Strand überschwemmt und die hellen Wasser bis an den Fuß der Dünen gebracht. Wie fernes Singen klang das Rauschen der Wellen zu den Kindern auf ihrem einsamen Ausflug. Sonst war es ganz still ringsum. Regines Blick ging nach der Ferne, wo das Blau des Meeres sich im tiefen Blau des Himmels auflöste.

„Karsten,“ sagte sie sinnend, „ich möchte weit, weit fort übers Meer, nach — nach Amerika. Kämst du mit?“

„Uebers Wasser? Unsinn! Was willst du denn in Amerika?“

„Wollen? Nichts! Bloß hinfahren und sehen! Ueber das blaue, blaue Wasser fahren ... Ja und sehen, etwas anderes sehen!“

Doch Karsten gähnte. „Ich habe Hunger,“ sagte er statt aller Antwort. „Wollt ihr auch ein Butterbrot haben?“

Aus den unendlich weiten Taschen seiner Hosen zog er drei dicke Butterbrote, die er gewissenhaft verteilte.

„Du bist langweilig,“ sagte Regine verärgert. Doch während ihre weißen Zähne mechanisch in das Brot bissen, kamen langsam Augen und Gedanken aus der Ferne zurück. „Wie heißt der Ort da unten, Karsten?“

Der war noch immer mit seinem Butterbrot beschäftigt, das er ebenso langsam verzehrte, wie er alles tat. Doch Maajke kam zu Hilfe.

„Knocke ist es, ich weiß. Sieh, die hübschen Häuschen,“ sagte sie. „Da möchte ich wohnen!“

„Oh, Maajke, die armen Häuschen ersticken ja im Sand! Da ist eines, das sieht aus, als würde es der nächste Sturm lebendig begraben. Und dort geht der Sand so hoch wie der Zaun! Und kein Baum, keine Blume!“

„Die meine ich nicht. Schau die im Dorf,“ antwortete Maajke, auf die vielen englischen Landhäuschen an der breiten Hauptstraße zeigend. „Das sieht man von hier aus, daß die ganz im Grünen sind.“

„Klein und langweilig sind sie! Aber die großen, ganz großen vorn am Strand, die gefallen mir. Und auf dem großen Platz dort möchte ich spielen, wo die vielen Menschen sind.“

„Oh du,“ ließ sich Karsten wegwerfend vernehmen, seine kräftigen Arme reckend. „Die liegen ja bloß immer herum oder graben mit ganz zerbrechlichem Zeugs und machen Sandhaufen, die das Wasser nachher wieder fortreißt. So dumm!“

„Ist es zu weit, noch nach Knocke zu laufen?“ fragte Regine mit einem sehnsüchtigen Blick nach den großen Hotels. Sie lag der Länge nach am Boden und wühlte mit beiden Händen im weißen Sand.

„Viel zu weit,“ kam die gedehnte Antwort.

„Schade, ich möchte hin! Oder nach Brüssel! Oh, nach Brüssel möchte ich! Wenn meine Mutter lebte, so hätte sie mich sicher schon einmal mitgenommen. Vater nicht.“



Partie der alten Stadtmauer von Liestal, links das Pfarrhaus, in dem F. B. Widmann seine Jugendzeit verlebte. Phot. Lüdin & Co., Liestal.

Der geht keinen Schritt aus dem Dorf. Möchtest du nicht nach Brüssel, Karsten?"

"Nach Brüssel? Zu was?"

"Wenn du groß bist, mein ich. Willst du denn immer hier bleiben?"

"Natürlich? Was denn sonst?"

"Fort, weit fortgehen! Ich tue es gewiß!"

"Bei uns in Brügge ist es nicht so schön wie bei euch. Das ist auch eine Stadt, Regine," belehrte Maajke.

"Oh ja, auf dem Zuidhof ist es schön.

Aber in unserer garstigen Hütte bleibe ich nicht, ohne Mutter schon gar nicht," sagte Regine kläglich.

"Du sollst doch nicht in der schwarzen Hütte bleiben. Wenn du groß bist, heirate ich dich. Das willst du doch?"

Regine lachte zufrieden, aber Maajke legte sich dazwischen. "Mich wolltest du doch zuerst heiraten, Karsten?"

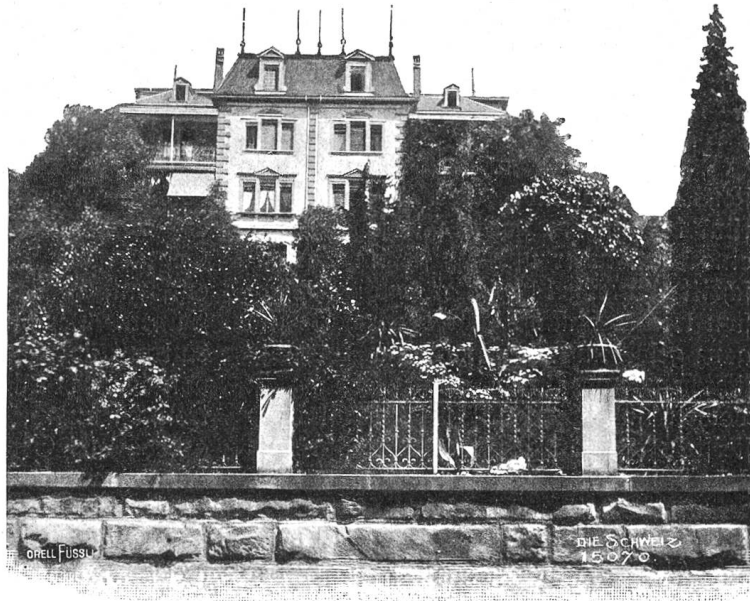
Karsten rieb sich den blonden Kopf, und seine guten Augen blickten verlegen. Maajke hatte recht — sie hatte ja immer recht — aber Regine konnte doch nicht in der scheußlichen Hütte bleiben! „Brauschen könnte ich euch am besten beide," sagte er endlich überlegend. „Regine für den Garten und die Stube und Maajke für den Hof und die Küche; darum würde sich Regine doch nie kümmern."

Maajke stimmte eifrig zu, aber Regines Augen funkelten zornig auf. „Dumme Dinger ihr!" Damit sprang sie auf und warf Karsten aus beiden Händen eine Wolke feinen Sandes ins Gesicht. Der rieb sich die Augen, prustete und stampfte.

"Wart, Rage," knurrte er, machte aber keine Anstalten, sich zu rächen. Eine Weile blieb es still, dann fing Karsten wieder an: „Wir müssen heimgehen."

"Ich will noch hier bleiben."

"Vater schlägt mich, wenn ich spät



Carl Spitteler's Villa bei Luzern.

bin. Er hat schon genug über das Davonlaufen am hellen Werktag gewettert. Ich soll noch im Stall helfen. Du mußt auch heim, Regine."

Doch die lag schon wieder im Sand.

"Vater schilt nicht," sagte sie gleichgültig. „Um mich kümmert sich überhaupt keiner. Aber übermorgen gehe ich wieder in die Schule. Gehst du zur Schule, Maajke?"

"Schon drei Jahre."

"So, ich erst sechs Monate. Du solltest auch gehen, Karsten!"

"Pah, Vater sagt, die dumme Schule taugt nicht. Arbeiten soll ich lernen und den Hof bewirtschaften; dazu braucht man nicht zu lesen und zu schreiben."

"Möchtest du's nicht lernen?"

"Ach woo! Nur in den Katechismus muß ich gehen. Du wohl nicht?"

"Warum nicht?"

"Weil dein Vater ein Liberaler ist!"

"Ein Liberaler? Was ist denn das?"

"Was weiß ich! Aber wenn man ein Liberaler ist, braucht man nicht in die Kirche zu gehen und in den Katechismus auch nicht."

"Ich gehe aber doch in die Kirche. Vater weiß es zwar nicht. Da singen sie, und Bilder sind überall, und alles ist so sonderbar. Und in die Schule gehe ich auch gern zu Schwester Marie. Die er-

zählt uns Geschichten, und es ist immer lustig und hell. Daheim pufft mich die alte Keet herum, sagt „Unnützes Gör“ zu mir, und Vater denkt nur an seine Tulpen und Kohlköpfe.“

„Kommt jetzt,“ mahnte Maasje, Karstens Hand fassend. Aber Regine sprang flink dazwischen, packte mit jeder Hand eins der Kinder und riß sie im Sturmschritt den Hügel hinunter und den nächsten wieder hinauf. Ihr Haar hatte sich ganz gelöst und flog um das erhigte Gesichtchen, und ihre Stimme erklang in Lachen und Singen. Auf einmal blieb sie stehen: „Rief eins, Karsten, dijn Hofstede!“¹⁾

Regine hatte recht gesehen. Ganz hinten, wo die Dünen in fruchtbares Wies- und Ackerland übergegangen, stand der „Zuidhof“. Es war ein stattlicher Hof mit großem Wohnhaus und ausgedehnten Stallungen und Scheunen. Dort schalteten Karstens Eltern, wortkarge, verschlossene Menschen beide, die ihr vollgemessenen Teil an Arbeit leisteten und daselbe von Knechten und Mägden verlangten. Sie schonten auch ihr einziges Kind, den Karsten, nicht. Schon als kleines Bübchen hatte er da und dort geholfen. Nun mußte er, mit seinen elf Jahren, tüchtig angreifen, war dabei groß und kräftig, praktisch und nüchtern geworden. Wenig Kindliches war eigentlich in seinem Wesen. Doch darin glichen ihm gar viele seiner Altersgenossen. Frühzeitig müssen dortzulande die Kinder anfangen zu arbeiten wie die Erwachsenen; frühzeitig läßt man ihnen auch deren Erholungen zuteil werden. Karsten saß mit beim „Lambic“²⁾ im „Estaminet“³⁾, genoß sein „Druppeltje“⁴⁾ und rauchte sein „Pijpie“⁵⁾ wie die Männer und ging zur „Kirmes“ ins nächste größere Dorf wie sie. Trieb er sich je abends mit seinen Altersgenossen auf der Straße herum, so meisterte er die andern in seiner ruhigen, bedächtigen Art. Nur Regine dachte nicht daran, sich unterzuordnen, trotzdem sie wohl drei Jahre jünger war. Und seltsamerweise fiel es ihm nicht ein, sein Ansehen ihr gegenüber mit Hilfe seiner derben Bauernfäuste durchzusetzen, wie er es

sonst so rücksichtslos und erfolgreich zu tun pflegte. Die lachenden dunkeln Augen und der schmale Mund, der fast zugleich zu trohen und zu bitten vermochte, machten ihn wehrlos.

Das Häuschen, das Regines Vater gehörte — „de zwarte hut“^{*)} nannte man es — war eins der ärmlichsten der ganzen Gegend, eine Viertelstunde vom Dörfchen entfernt, in den letzten Ausläufern der Dünen. Der kleine Hof davor war von Unkraut überwuchert, der Zaun, der ihn von dem dornigen Gesträuche ringsum trennte, an mehreren Stellen zusammengebrochen. Gewöhnlich trieben sich die Ziege und ein struppiges Hündchen auf dem Höfchen herum. Aber hinter der Hütte schloß eine lebende Hecke ein Gärtchen ein; darin hegte und pflegte Regines Vater, Baas Willem, ein bißchen Gemüse und einige Blumen. Das letztere hätte genügt, um ihn in den Ruf eines Sonderlings zu bringen; denn um so unnütze Dinge wie Blumen kümmerte sich sonst keiner viel.

Uebrigens war Baas Willem nicht aus der Gegend. Er hatte das Häuschen von einem Onkel geerbt und war mit seiner viel jüngern Frau und einem kleinwüchsigen Mädchen aus Brabant hieher gezogen. Seine Frau, eine lebhafteste, gescheite Wallonin, hatte ihn nach ihrem Willen geleitet. Solange sie gelebt, war alles gut gegangen, trotzdem man der Fremden, die nicht einmal richtig flämisch sprechen konnte, nur mit Mißtrauen begegnet war. Vor zwei Jahren war sie an der Schwindsucht gestorben; seither verlotterte das Hauswesen. Baas Willem brachte sich und sein Kind schlecht und recht mit Tagelöhnerarbeit durch und kümmerte sich im übrigen nur um sein Gärtchen. Die alte Keet regierte in der schwarzen Hütte, kochte zur Not für die beiden, überschwemmte nach Landesart jeden Samstag das Häuschen von oben bis unten, von innen und außen mit Wasser, puffte Regine, die ihr überall im Weg war, von einer Ecke in die andere und ließ im übrigen den Dingen ihren Lauf. Regine flüchtete dann auf die Straße oder zu ihrem Freund Karsten. Auf dem Zuidhof hatte sie sich auch an Maasje ange-

¹⁾ Sieh, Karsten, dein Hof! ²⁾ eine Art Bier. ³⁾ Wirtshaus. ⁴⁾ Brantwein. ⁵⁾ Pfeifen.

^{*)} Die schwarze Hütte.



Gustav Schneeli, Zürich-München.

Mädchenbildnis.

schlossen, die eine entfernte Verwandte von Karsten und in seinem Alter war. Ihre Eltern, reich gewordene Kaufleute, wohnten in Brügge. Aber da sie das Patenkind und ein besonderer Liebling von Karstens Mutter war, brachte sie oft genug den ganzen Sommer auf dem Zuidhof zu.

* * *

Regine stand unter der Seitentür vom „Hotel des Etrangers“ in Wenduyne und träumte in den stillen Abend hinein. Sie war, kaum sechzehn Jahre alt, schon voll erblüht, und doch hatten ihr Aussehen und ihr Wesen noch die leichte Anmut unberührter Kindlichkeit. Die Augen leuchteten, und der Mund lachte wie früher. Die kleine Gestalt sah gar zierlich aus in

dem schlichten schwarzen Kleid und der weißen Schürze, und das glänzende Haar schien blauschwarz zwischen den Krausen des weißen Häubchens hervor. Sie schrak zusammen, als plötzlich der Oberkellner neben sie trat und sie anredete. „Kommen Sie, Mademoiselle Regine,“ bat er französisch. „Ich bin heute abend frei, und Ihre langweilige Gräfin, die sonst immer klingelt, ist auch ausgegangen. Wir wollen auf die Dünen gehen.“

„Ach, lassen Sie, Monsieur Charles, ich mag nicht.“

„Aber Sie haben es versprochen.“

„Nicht, daß ich wüßte.“

„Aber ich weiß es. Denken Sie, ich könnte ein einziges Ihrer Worte vergessen?“

Regine fühlte, daß sie rot wurde — es war so hübsch, sich in so liebenswürdigem Tone Artigkeiten sagen zu lassen. „Gehen Sie! In drei Wochen ist die Saison zu Ende, und in weiteren drei Wochen haben Sie mich gänzlich vergessen,“ lachte sie gutgelaunt.

„Vergessen? Als ob man Sie vergessen könnte!“ Unter dem bewundernden Blick, mit dem er sie umfing, erglühete ihr weißes Gesichtchen aufs neue. Charles sah es, da sie im vollen Licht der elektrischen Lampen stand, und freute sich darüber.

„Nun aber kommen Sie! Sonst ist die dumme Gräfin zuerst zurück.“ Und der gewandte Franzose nahm ohne weiteres ihren Arm in den seinen und zog sie, die kaum widerstrebte, mit sich fort. Regine hatte strenge Wochen hinter sich und freute sich, nach langer Zeit zum ersten Mal aus dem Hotel herauszukommen. Zudem war sie in bester Laune, weil Karsten versprochen hatte, sie am nächsten Tag zu besuchen. Stumm gingen sie zusammen durch die belebte Dorfstraße. Als sie aber die einsame, fast dunkle Treppe zum „Spionskop“, dem besten Aussichtspunkt der Dünen, hinaufgingen, zog Regine ihre Hand aus dem Arm des Kellners zurück. Er machte keinen Versuch, sie wieder zu ergreifen, aber er nahm das fallengelassene Thema noch einmal auf.

„Ich Sie vergessen — da kennen Sie mich schlecht, Regine!“

„Ich weiß nicht, Charles, aber ich

glaube, Sie haben ein sehr schlechtes Gedächtnis.“ Und Regine mußte an Karsten denken, der nie etwas vergaß, und in plötzlichem Uebermut lachte sie hell auf.

„Sie wissen genau, daß ich es ernst meine! Ich meine es auch ernst mit meinem Vorschlag, Ihnen für den Winter eine Stelle im Hotel M. in Brüssel zu verschaffen. Eine Sünde wär's, ein Mädchen wie Sie sich in der Einöde vergraben zu lassen. Was wollen denn Sie bei den einfältigen Bauern? Sie sind gewandt und geschickt, sprechen jetzt entzückend französisch, Sie werden Ihren Weg in der Stadt glänzend machen!“

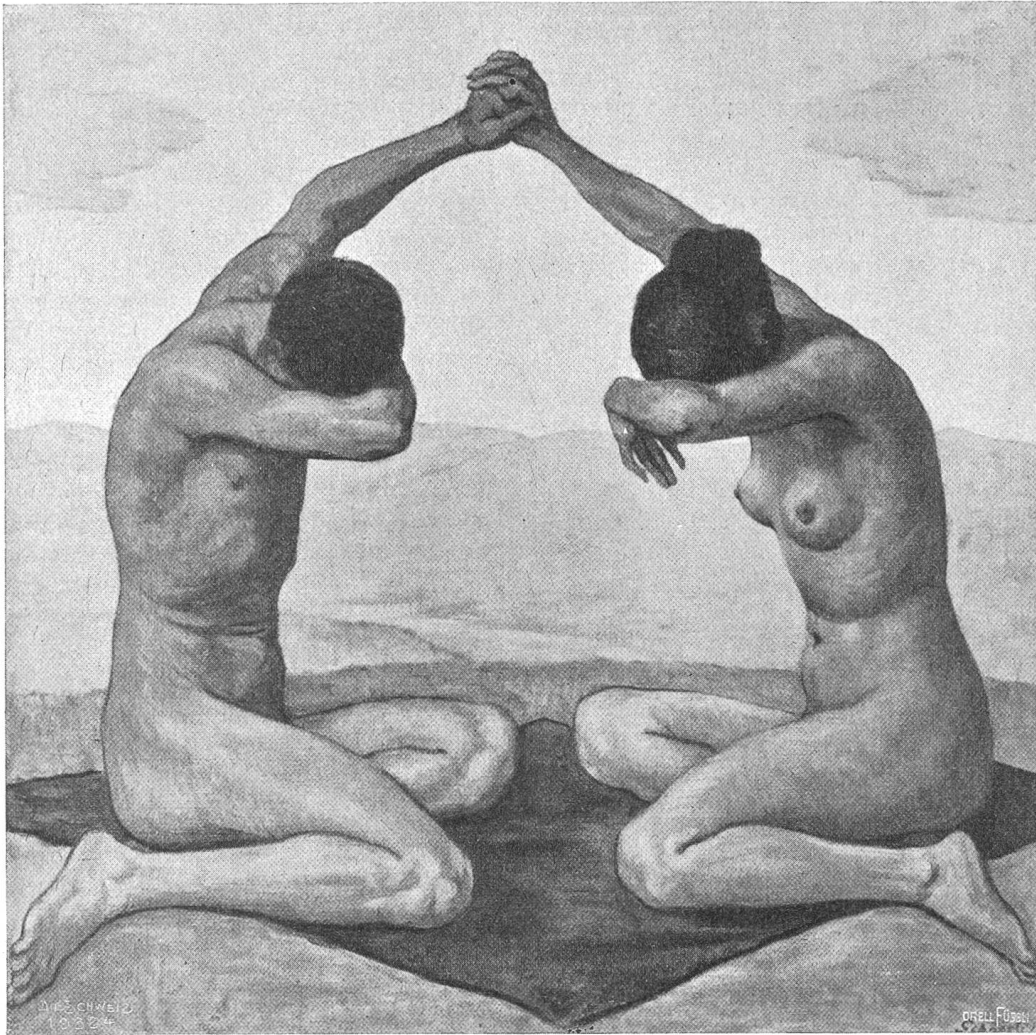
Doch schon war Regine von seiner Seite gehuscht und stand auf der Spitze des Spionskop. Da oben war es beinahe dunkel. Von den Dünenzügen sah man nur schattenhafte Umrisse. Fernher glänzten die Lichter im Hafen von Ostende und auf der andern Seite diejenigen von Blankenberghe. Wenduynne selbst war hell beleuchtet. Ein schwacher Schein der großen Lampen auf der Promenade fiel bis auf den Strand und ließ den Sand gespenstisch weiß erscheinen. Schwarz lag dazwischen das Wasser, das die Flut in die Vertiefungen getragen hatte. Die verlassenen Zelte warfen riesengroße Schatten. Einzelne Sterne schimmerten matt überm Land. Nach Norden, über dem Meer, standen dunkle Wolkenwände. Träg, reglos und schwarz lag das Wasser. Doch nun erhob sich ein schimmernder Funke, huschte über das dunkle Wasser und erlosch. Kleine, grüne Flämmlein tauchten auf, verschwanden, neue kamen, da — dort — überall. Sie wurden größer, stärker — wie riesengroße Schlangen mit grün leuchtenden Leibern stieg es jetzt aus dem Meer und glitt darüber hin in weichen Windungen.

Regine stand und starrte.

„Wir nennen das Meerleuchten,“ sagte Charles neben ihr; „man kann es hier oft sehen.“

„Es ist schön,“ flüsterte das Mädchen, aber es schauerte dabei zusammen.

„Sie frösteln; es ist kühl geworden,“ sagte Charles besorgt und zog sie mit sich fort. Er fing wieder an, von dem Stadtleben zu erzählen, von Brüssel, von seinem Luxus, seinen Kaufläden und Thea-



Gustav Schneeli, Zürich-München.

Die Erkenntnis.

tern. Und während er sich bemühte, all das in verlockenden Farben auszumalen, sah Regine sich mit den beiden Freunden ihrer Kindheit auf den Dünen liegen im hellen, klaren Sonnenlicht. „Da war es Tag, sonniger Tag, als ich mit Karsten war,“ dachte sie, „und mit diesem Fremden ist es unheimliche Nacht. Nein, ich

gehe nicht mit ihm nach Brüssel. Morgen kommt Karsten, Gott sei Dank!“

„Gute Nacht, Monsieur Charles,“ sagte sie an der Türe, ihre Hand hastig aus der seinen reißend. „Und schönen Dank! Aber geben Sie sich keine Mühe, ich will nicht von meinem Vater fort. Die Stadt mag ganz schön sein, aber nicht für mich.“

(Schluß folgt).

Zu den Bildern Gustav Schneelis.

Gustav Schneeli, von dem vier Bilder in Reproduktionen dieses Heft begleiten, ist erst in spätern Jahren zur Malerei übergegangen. Zuerst galt sein Interesse der Kunstgeschichte; er errang sich den philosophischen Doktorhut und publizierte 1896 gehaltvolle „Studien über das Ein-

dringen der Renaissance in die Kunst diesseits der Alpen“ unter dem Titel „Renaissance in der Schweiz“; eine feine Stilanalyse zeichnet sie aus; Geist vom Geiste Jakob Burckhardts und Wölfflins weht in dem Buche. Nach und nach machte sich dann der Trieb, künstlerisch